NICHT
ALLE
SEHEN
GLEICH
AUS
MONICA MAIER

Monica Maier

NICHT ALLE SEHEN GLEICH AUS

Dieses ebook wurde erstellt bei
neobooks.com

Inhaltsverzeichnis

Titel

Eine nachhaltige Begegnung

Ohne Grenzen

Couscous Royale

Das Opferfest Eid ul-Adha

Berlin im Anflug

Disharmonischer Umgangston

Ohne Bildung geht nichts

Tarek

Das liebe Geld

Zitronenland

Nicht mit mir

Akademikeriat

Kalte Schnauze

Lehrerinnenkopfkino

Kolonien und Gastarbeit

Öl im Parfüm

Rollenbilder und Tabus

Sozialromantik adieu

Im Prüfungsmodus

Wiedersehen am Flughafen

Man sieht sich immer zwei Mal

Auf gute Nachbarschaft

Falsche Freunde

Gute Aussichten

Mamadou und Nele

Impressum neobooks

Eine nachhaltige Begegnung

Zwei Pilotwale schwammen unter dem Segelboot hindurch und tauchten plötzlich an die Wasseroberfläche. Annika und Karim sahen sich an. Das Ehepaar war zwei Seemeilen von der Stadt Tanger entfernt. Der Motor knatterte laut. Karim, selbst Marokkaner, saß etwas versetzt hinter ihr und steuerte. Als Einheimischer lenkte er die in die Jahre gekommene Jolle gekonnt auf dem Atlantik in Richtung offene See. Die Segel hatten sie nicht gesetzt, weil es im Moment noch zu wenig Wind gab. Annika schwieg und genoss es, endlich am Meer zu sein.

Während die Tierwelt sich problemlos mit den Strömungen abfand, gab es Menschen, die hier, wo Atlantik und Mittelmeer sich kreuzten, ihr Leben aufs Spiel setzten um an Spaniens Südspitze zu kommen. Diese lag im Moment nur ungefähr 50 km weit weg. Annika rückte die Sonnenbrille auf ihrer etwas groß geratenen Nase zurecht. Auf dem leicht bewegten Wasser glitzerte das septemberliche Sonnenlicht, als die Tiere schon wieder abgetaucht zu sein schienen. Die vom Boot verursachten sanften Wellen schlugen spielerisch auf und ab und spiegelten sich sogar in ihrem schwarzem Smartphone. Und als hätte sie es geahnt, hörte sie auf einmal einen Benachrichtigungston, der mit seiner hohen Frequenz sogar den Motor übertönte. Sie hielt das Handy in den Schatten des Segelmastes, um den Instagram-Kommentar zu ihrem geposteten Foto von orange- und gelbfarbigen

Kitesurfern zu lesen. Karim wunderte sich über sie. Ihre Mutter aus Wien habe ein pochendes Herzemoji geschickt, sagte sie zu ihm. Eine leichte Brise strich über ihre gebräunten Arme. Sie dufteten nach Arganöl. Plötzlich stoppte ihr Mann den Motor.

„Was ist los?“, rief sie irritiert. Er wirkte seltsam gefasst und sah sie so weiß an, wie ein Marokkaner aus dem Volk der Berber im äußersten Fall erblassen konnte, zeigte mit seiner ausgestreckten Hand nach backbord und antwortete ziemlich nervös: „Das Schlauchboot!“

Sie erschrak, ein panisches „Oh mein Gott“ entfuhr ihr beim Anblick des aufblasbaren, drei Meter langen gelben Etwas, das da querab von Süden kam und ihren Weg kreuzte. Karim konnte mit dem Segelboot umgehen. Was aber, wenn es schiefging und sie im offenen Meer in dieses Ding reinfuhren? Langsam trieb das Schlauchboot auf sie zu, keiner der Insassen ruderte mehr. Zehn zählte sie auf die Schnelle. Ihr Gefährt lag so tief im Wasser, dass sie ohnehin schon die ganze Zeit nicht so richtig vorwärtsgekommen sein konnten. Die Männer sahen das Segelboot mit ausgestelltem Motor in einer Entfernung, die sie als überwindbar einschätzten vor sich, und Annikas weiße Haut. Das war eine Chance auf die ersehnte spanische Küste nach einer stundenlangen nächtlichen Fahrt. Naivität und Hoffnung besaßen keine Grenzen, schon gar nicht, wenn man wie sie dem Traum von einem besseren Leben folgte. Ein sehr Muskulöser unter ihnen stand auf und sprang in den Atlantik. Noch bevor das, was

sie sah, in ihrem Verstand ganz angekommen war, tat es ihm ein Zweiter schon nach, dann der Dritte, der sich mit seinem Holzruder in der Hand eher ins Wasser fallen ließ. Annika entfuhr ein Schrei des Entsetzens. Denn des Schwimmens war dieser Mann nicht hundertprozentig mächtig, so, wie er sich an dem Ruder festklammerte. Eine Mischung aus Verzweiflung, Panik und selbstmörderischer Verrücktheit hatte die drei Gesprungenen dazu gebracht, sich selbst derart in Gefahr zu bringen – und die beiden Urlauber, die ihren Weg kreuzten, gleich mit. Sie musste sich am Mast festhalten. Es wurde ihr mulmig in der Magengegend zumute und sie sah hilfesuchend zu Karim hinüber.

Zum Glück erschien der weiterhin recht gefasst, obwohl ihm das Adrenalin ebenso in den Körper geschossen sein musste wie ihr auch. Ihre Blicke trafen sich nur den Bruchteil einer Sekunde lang, denn jetzt war Reagieren angesagt. Annika steckte das Handy schnell in den wasserdichten durchsichtigen Schutzbeutel, der um ihren Hals hing, und versuchte, ihren Mann in einem Anfall von Panik an der Pinnen-Steuerung wegzuschubsen. Am liebsten würde sie vor lauter Angst den Motor sofort wieder anschmeißen, um sich schnell von dem Schlauchboot zu entfernen. Sie gab Karim das auch zu verstehen. Der aber wehrte ab, drückte sie weg und wirkte dabei ziemlich aufgebracht. Sie würde nur Wellenschlag verursachen mit ihrer Aktion und die Männer noch mehr

gefährden, brauste er auf. Er wollte eindeutig helfen. Sie ja eigentlich auch.

Die drei jungen Afrikaner erreichten schon fast unter Keuchen und Nachluftschnappen das Boot, und er versuchte verzweifelt, in seiner Muttersprache Berberisch wenigstens noch die anderen Schlauchbootinsassen davon abzuhalten, ebenfalls über Bord zu springen. Sie verstünden sein Rufen, das wurde Annika klar, aber nur zu gerne als Aufforderung und Einladung, zu ihm zu schwimmen. Wenn sie seiner Sprache überhaupt mächtig waren! Denn ihre Kumpels im Wasser brüllten ihnen in einer unverständlichen afrikanischen Sprache ebenfalls etwas zu. Wie sie später erfahren sollte eine Anweisung, an Bord zu bleiben, bis sie es selbst erst einmal aufs Segelboot geschafft hätten. Trotzdem hörte man es plötzlich wieder klatschen. Ein weiterer junger Mann prallte auf den Atlantik auf. Es war für Annika schrecklich, das mitansehen zu müssen.

„Mein Gott! Tu was!“, rief sie panisch. Sie hatte die Sonnenbrille auf den Kopf hochgeschoben, wodurch sich ihre langen Haare etwas bändigen ließen und nicht mehr ins Gesicht hingen. Der Glatzkopf strampelte im Wasser so verzweifelt mit allen Vieren, dass ihm ein anderer Mann aus dem Schlauchboot das zweite Ruder zur Hilfe hinstreckte. Just in dem Moment griff der Breitschultrige, der als Erster gesprungen war, aus dem Wasser heraus schon nach dem Außenmotor und strahlte Karim unter der Glut der Vormittagssonne entgegen. Er freute sich wie ein

Kind, es geschafft zu haben, sein Gesichtsausdruck war sympathisch und überhaupt nicht verzweifelt, wie Annika erwartet hatte. In der Nähe sieht alles anders aus, dachte sie erstaunt.

„Oh mein Gott!“, kreischte sie dann aber, als der Mann hochkletterte und die Jolle gefährlich zu schwanken begann. Fast hätte er den Motor mit sich und damit unrettbar in die Tiefen des Atlantiks gerissen, wenn Karim den schweren Körper nicht geistesgegenwärtig backbord gepackt und mit einem einzigen Ruck hochgezogen hätte. Nass klatschten zirka 90 Kilogramm auf den Boden vor ihre Füße und der Nicht-Marokkaner keuchte ein freundliches „Bonjour Madame, bonjour Monsieur“. Er war total außer Atem.

„Qu’est-ce-que vous faites ici?“, gab sie auf Französisch zurück, das in der ehemaligen französischen und teils spanischen Kolonie neben den verschiedenen berberischen Dialekten und dem Arabischen bekanntlich Verkehrssprache war. Sie wich so viele Zentimeter von ihm ab, wie auf diesem engen Raum überhaupt möglich waren, und sah vor sich dabei Karim schon am nächsten Schlauchbootschiffbrüchigen dran. „Was er hier macht, fragst du? Siehst du doch! Beruhig dich! Wir holen die jetzt alle rein, wir können sie doch nicht ertrinken lassen, oder?“, rief er auf Deutsch und krempelte die Ärmel seines Hemdes hoch.

Vom Hin- und Herschwanken auf den leichten Wellen oder von der Aufregung, Annika wurde jetzt endgültig

richtig übel. Sie musste sich wegen zu viel Kaffees am Morgen übergeben und erwischte damit den Afrikaner an der Schulter. Der beugte sich über Bord, murmelte irgendetwas vor sich hin und wusch sich ihr Erbrochenes mit einem Schwung Meerwasser ab. Geistesgegenwärtig half er dann Karim, der sich schon den Gürtel seiner Jeans abschnallte, um den anderen, der des Schwimmens fast nicht mächtig war, ans Boot heranzuziehen. Annika bemerkte auf einmal, wie dehydriert sie war. Sie nahm einen Schluck aus einer Wasserflasche, die vor ihr lag.

„Merci, Madame?“, bat der bereits Gerettete in total durchnässter schmutziger Kleidung auf einmal ebenfalls um Trinkwasser. Ihr langes dunkelbraunes Haar fiel ihr ins Gesicht, als sie das dem bestimmt Halbverdursteten mit den gutmütigen schwarzbraunen Augen entgegenreichte. Mit dem gleichen Schwung fiel sie danach ungewollt auf den Boden und auf ihre Sonnenbrille. Sie hörte das Plastik zerbrechen. Ihr war alles zu viel. Glücklicherweise hatte sie Tabletten gegen Übelkeit in ihre Jeanstasche gepackt, nach der sie griff. Karim warf ihr eine weitere herumliegende halbvolle Flasche herüber. Er erlebte solche Übelkeitsattacken an Bord bei ihr nicht zum ersten Mal, sie hatte einen sensiblen Magen. Normalerweise jedoch bei mehr Seegang und zum Glück war das Meer heute noch recht ruhig.

„Geht’s dir sehr schlecht? Kommst du klar?“, rief er ihr zu. Sie nickte wortlos und nahm einen Schluck, aber die Flüssigkeit schmeckte warm und alt. Das Medikament

immerhin bekam sie damit runter und sie warf die Flasche dann angewidert von sich. Der junge Mann vor ihr gab ihr mit sichtlich schlechtem Gewissen schnell ihr eigenes Wasser wieder. Dann beugte er sich aus dem inzwischen tiefer liegenden Boot, um mit beiden Händen nach einem seiner Freunde zu greifen. Kurz darauf waren die meisten der Schlauchbootinsassen an Bord. Sie sah zu, wie Karim müde auf einen Sitzplatz sank und angespannt die Gesichter um sich checkte und von ihnen gegengecheckt wurde.

Annika war immer noch etwas schummrig vor Augen. Obwohl sie kurz zögerte, mit einem Fremden aus derselben Flasche zu trinken, musste sie es wohl oder übel tun. Die Chemie zwischen ihr und dem anderen stimmte, sonst hätte sie das erst recht nie gemacht. Mit dem restlichen Wasser aus der Flasche wusch sie sich dann das Gesicht ab. Sie blickte auf Karim. Der kämpfte inzwischen mit aufkommendem leichtem Wind.

„Scheiße!“, hörte sie ihn sagen und versuchte jetzt erfolglos aufzustehen. In diesem Moment sah auch sie, dass sich die spanische Küstenwache auffällig näherte, während das leere gelbe Schlauchboot auf den leichten Wellen leer davontrieb. Annika schaute zu, wie er wie wild mit den Armen fuchtelte, um auf sich aufmerksam zu machen. Aber als Reaktion erntete er nur, dass die Yacht uninteressiert wieder mit Kurs auf die hohe See abdrehte. „Fuck you!“, rief Karim. Nun saßen sie mit zehn jungen Männern in einem Boot und mussten das Problem selbst lösen. Es ging

alles so schnell. Wie sollten sie hier nur wieder herauskommen?

Auch für die Schlauchbootschiffbrüchigen auf- und übereinander war es hier eng. Trotz ihrer Odyssee hatten sie aber noch Energie zum Palavern: „On aurait pu mourir!“, „Fais gaffe! Idiot, aide-moi!“, „Help!“, „Monsieur, Madame“, „Merci“, „De l’eau!“, baten sie um Wasser, das jetzt schon sehr knapp an Bord geworden war. Alle sprachen Französisch und ein paar Brocken Englisch und was sie wollten, war eindeutig klar: „Spain, Espagne, Tarifa??“

Die Situation vor der Küste hätten sie nicht derart unterschätzen dürfen. Wie hatten sie und Karim nur so naiv sein können! Das musste der Urlaubshype gewesen sein, dachte Annika, während sie, auf dem Boden sitzend, am liebsten in Ohnmacht gesunken wäre. Sie konnte sich fangen: „Wir müssen umkehren!“ Sekundenlang trafen ihre blauen Augen seine dunkelbraunen, als er sich zu ihr drehte. Seine kurzen, gelockten, schwarzen Haare über der hohen Stirn waren schweißgebadet, ebenso sein türkises Lieblingshemd und das T-Shirt darunter. Er sah ziemlich angestrengt aus.

Das Segelboot lag schon um einiges tiefer im Wasser als vorher. Eine etwas größere Welle, und es war um alle geschehen, also nur gut, dass Annika die marokkanische Küste weiterhin mit bloßem Auge erkannte. Sie nahm wieder einen Schluck und geriet mit ihrer linken Hand, an der rotlackierte Urlaubsfingernägel glänzten, zwischen die

Bruchstücke der für die Reise eigens erworbenen Sonnenbrille. Es tat nicht weh, nein, das plötzliche unangenehme Gefühl, das in ihr aufstieg, kam von der seltsamen Nähe zu den Fremden um sie herum. Es war eine wie aus den Tiefen des Meeres auftauchende dunkle Angst, als sie die Lage nun erst vollkommen realisierte. Sie blickte sehnsüchtig zu ihrem Mann.

„Tarifa? Est-ce que vous nous pouvez amener à Tarifa?" Die Freiheitsglückssucher waren nicht ruhigzukriegen. „No, wir fahren nicht nach Tarifa!", hörte sie Karim jetzt schon zum dritten Mal rufen und dann verärgert „Silence!", was „Ruhe" bedeutete, in die Runde schreien. Er entschied sich, das Radio anzuschalten, um die Leute mit Musik zu beruhigen. Eine schöne harmonische Frauenstimme sang ein Lied in einer Berbersprache mit einem immer wiederkehrenden Refrain. Die Blicke der jungen Männer senkten sich zu Boden, nun schienen sie verstanden zu haben, dass der Ort Tarifa nicht der Plan sein konnte. Ihre gutmütigen Augen und durchfrorenen Körper wirkten auf einmal sehr traurig. Und müde. Kein Wunder, wahrscheinlich waren sie die ganze Nacht auf dem Wasser gewesen. Im September wurde es nachts manchmal kälter und der Schlafentzug bewirkte noch stärkere Unterkühlung. Ihre Angst wich langsam einem Gefühl von Mitgefühl und Mitleid.

„Nur weg hier und zurück an Land!", machte sie ihrem Mann erneut klar und schaffte es, sich mithilfe des Afrikaners direkt neben ihr endlich zu erheben. Er

verstand, dass es ihr nicht gut ging, denn sie torkelte. „Tarifa no, no, no! Ne pas possible!“ Sie winkte wild und nervös die Möglichkeit einer Fahrt bis nach Andalusien mit den Händen ab und schaffte es, schweigend neben Karim Platz zu nehmen. Jetzt konnte sie mit etwas Mühe sogar den äußersten Süden Spaniens erkennen. Der Urlaubsort Tarifa, den die Afrikaner so gerne erreichen würden, bestand aus Wind, Kitesurfern und Schäferhunden, vor denen sich die Katzen auf den Straßen zu verstecken versuchten. In dieser kleinen Stadt reagierte man wie auch auf dem Meer mit einer gewissen Toleranz gegenüber den Neuankömmlingen vom afrikanischen Kontinent. Ab und zu schaffte es ja eine oder einer herüber, wenn die Schleusermafia nicht gerade ein Narkotikum als angebliches Mittel gegen Seekrankheit herumreichte, um einen über Bord werfen zu können. Annikas Freundin Simone arbeitete dort momentan in einem Hostel, in dem sie vorgestern bei ihrem Besuch übernachtet hatten.

Der Atlantik und das Mittelmeer kreuzten sich zwischen den beiden Kontinenten, ließ sie ineinanderfließen und Wellen und Strömungen erzeugen, die nur Einheimische, Fischer und Seemänner gut kannten. Wenn sich die afrikanische Kontinentalplatte jährlich um einige Zentimeter unter die eurasische schob, war die Natur ganz klar stärker als der Mensch.

Ohne Grenzen

Die seit acht Stunden im Atlantik Treibenden waren also nicht allzu weit südlich von Tanger ins Schlauchboot gestiegen, erfuhr Annika nun, weil Karim sich mit ein paar von ihnen auf Französisch zu unterhalten begann. Sie war sich inzwischen sicher, dass die Geflüchteten nicht vorhatten, ihre Retter für ihre Zwecke zu kidnappen. Keiner von ihnen trug eine Pistole oder ein Messer bei sich oder war gewaltbereit, sonst hätten sie nach diesen 15 Minuten Rettungsaktion schon einen Versuch unternommen, sie zur Fahrt nach Spanien zu zwingen oder selbst den Motor anzuwerfen. Der war immer noch aus. Ein Kinnhaken hätte sie ebenso ins Jenseits befördern können, malte sich Annika aus und vertraute lieber ihrem wachen weiblichen Instinkt. Wer einem half, dem sollte man nichts antun, sonst bestrafte einen Gott, das Leben oder man sich selbst, dachten die Geretteten offenbar. Sie besaß eine gute Menschenkenntnis und es war auch nicht ihre erste Begegnung mit Geflüchteten. Aber die bisher extremste.

Freundlich machte man ihrem Mann Platz, als er aufstehen wollte. Eigentlich war der Plan, dass sie an ihrem ersten Spätsommerurlaubstag in Marokko nur etwas auf dem Wasser relaxten. Und jetzt? Menschen, die auf Gottes und ihre Hilfe warteten.

Das überfrachtete Boot machte das Vorankommen zu schwierig, aber dafür konnten die beiden Segler ja nichts. Die Mittagssonne brannte inzwischen vom Himmel und

trocknete die nasse Kleidung schon wie von selbst. Die in ihr Schicksal ergebenen Afrikaner begannen ruhig und geduldig, weiter von sich zu erzählen. Mit ihnen auf so engem Raum zusammenzusitzen, fühlte sich nach den vollbrachten Anstrengungen beinahe schon entspannend an. Sie stammten aus dem Senegal, aus Mali und Marokko und hatten sich mithilfe von Schleppern weiter südlich an der Westküste zwischen Tanger und Assilah zusammengetan. 1000 Euro habe es jeden einzelnen von ihnen gekostet, erzählte der Glatzkopf. Dies sei ihr erster Versuch, übers Meer zu kommen und für diesen Betrag erhielten sie insgesamt drei Versuche. Wer ungefähr 2000 Euro zahlen könnte, käme sicher in Spanien an, aber so viel Geld hätte ja kaum einer! Die Preise erstreckten sich bis zu 4000 Euro. Je teurer, desto sicherer, lauteten die Versprechungen.

Annika konnte es ja verstehen, wenn die Männer sich nach diesem ersten gescheiterten Mal nicht geschlagen geben und einen neuen Versuch wagen würden. Obwohl es in ihren Augen natürlich andererseits gar keine Option war. Sie sollten besser in einem Flugzeug sitzen, mit einem legalen Visum oder noch besser einer von einem europäischen Staat bereits ausgestellten Arbeitserlaubnis in der Tasche. Angesichts so weniger legaler Möglichkeiten, nach Europa zu gelangen und dort zu arbeiten, waren es so in Wirklichkeit etwa die Schlepper, die entscheiden durften, wer aus Afrika nach Europa reinkam? Wie konnte das sein, fragte sie sich immer wieder

und blickte ratlos in die Runde. Nur die Sonne war Zeuge, als die eurasische und afrikanische Kontinentalplatte hier auf- und übereinandersaßen, alle redlich bemüht, wenigstens diesen überladenen Kahn nicht zum Sinken zu bringen. Der muskulöse junge Mann machte einen intelligenten Eindruck. Zwischen den anderen redete er sich in den Mittelpunkt und erzählte nun als Einziger auf Französisch über seine Pläne, während das Boot ohne Zwischenfälle ruhig auf dem Wasser trieb und Karim nur ein wenig die Richtung hielt:

„Ich heiße Mamadou, ich komme aus Mali."

„Ich bin Annika und das ist Karim", erwiderte sie die Vorstellung. „Alles okay?", fügte sie hinzu.

„Ja, alles okay, nur wenig geschlafen", meinte er. Seine gelassene Art wirkte auf Annika in diesem Moment fast irgendwie beruhigend, aber ihr entging auch nicht, dass seine braunen Augen sie aufs Genaueste beobachteten. Ihr Vertrauen hatte er durch seinen seelenvollen Blick jedenfalls geweckt. Außerdem schien er eloquent, was ihn zugänglich machte. Sie lächelte ihn aufmunternd und herzlich an, wollte ihm jedoch nicht zu nahetreten. Immerhin fühlte sich die Situation für sie als einzige Frau unter so vielen Männern weiterhin nicht ungefährlich an. Wenigstens war die Übelkeit wie weg.

„Sie sind sehr nett, Madame!", sagte er in seinem gepflegten Französisch dann auf einmal.

„Warum tut ihr das? Was wollt ihr in Spanien?", platzte sie heraus. Ihr Blick glitt dabei auch über seine

Leidensgenossen.

Mamadou meinte mit einem gutmütigen Lächeln: „Ich will eine gute Arbeit, vielleicht in Medizin oder im Krankenhaus. Und ein gutes Leben. Ich denke, Spanien ist besser als Libyen. Und mein Bruder ist noch in Libyen, ich weiß nicht, ob er es schafft nach Europa?“

Sie bemerkte seinen skeptischen Unterton und nickte, als er das gefährliche nordafrikanische Land nannte, dem auch Deutschland Geld gab, um Migranten dort abzuschirmen. Aber was brachte es? Die wurden doch immer noch zur Abschreckung geschlagen oder anderweitig gedemütigt. Da wurde man ja zum Handlanger. Viel konnten sie und Karim jetzt auch nicht für die Leute tun, ganz im Gegenteil, sie brachten sie jetzt nach Tanger, das war die einzige Lösung, dachte Annika.

„Deutschland hat Menschenrechte, bei uns Korruption, viel zu wenig Geld für Arbeit, und ich werde wahnsinnig ohne gute Arbeit. Ich will meiner Familie helfen“, sagte Mamadou, während sich ein hoffnungsvolles Lächeln in seinen ernsten Zügen zeigte, fast als hätte er ihre Gedanken erraten. Trotz des Schlafentzugs schien er klar in seinem klugen Kopf zu sein.

Sie sah ihn verständnisvoll an und auch der erschöpfte Karim nickte zustimmend. Ihn hatte sie einige Momente lang ausgeblendet. Er schaffte es, sich mit Annikas Hilfe sein nasses Hemd über den Kopf zu ziehen und ließ es dann einfach fallen. Die Überforderung stand ihm ins Gesicht geschrieben, neben ihr legte er nun beschützend, aber

auch wie selbst Schutz suchend, den Arm um sie. Was sollte er jetzt noch tun? Er hatte den zehn jungen Männern im Boot genug Platz gemacht. Die hatten sich beruhigt und schwiegen die meiste Zeit über.

„Ich bin Marokkaner, ich bin auch gegen Korruption in Marokko und bei euch in euren Ländern, aber glaubt ja nicht, dass bei uns alles besser ist in Europa, wir haben da andere Probleme. Mit Politikern, Arbeitsmarkt, Drogen!“, sagte er aufgewühlt.

Zunächst einmal, dachte Annika, galt es, die Probleme an Bord zu lösen. Sie hatte jetzt keine Kraft für weitere Diskussionen und seine plötzliche wie für ihn ungewöhnliche Art der Identifikation mit Europa. Sie blickte nur in Richtung Motor. Er wirkte gerade erschöpft und gleichzeitig verärgert darüber, dass er in so eine Situation geraten war, die niemand anderes als diese Fremden ausgelöst hatten. „Seid froh, dass ihr noch lebt!“, fuhr Karim fort. „Der Atlantik hat starke Strömungen, aber das wisst ihr ja wohl selbst. Es ist besser, wir fahren so schnell wie möglich nach Tanger.“

Die Reaktion auf diese Ansage fiel zu seiner und auch ihrer Erleichterung friedlich aus. Als Berber aus der unteren Mittelschicht kannte er Situationen und Gefühle zwischen Verzweiflung und Hoffnung auf ein besseres Leben selbst gut genug. Im Moment gab es eine Überbevölkerung an jungen Leuten, die teilweise ohne jede berufliche und finanzielle Perspektive lebten, überlegte sie. Ein paar dieser männlichen Exemplare saßen

wahrscheinlich gerade vor ihnen. Ein Wunder, dass die hier nicht aggressiv wurden. Wie andere Afrikaner oft auch nahm ihr Mann die Dinge nicht todernst und blieb, wenn möglich, auch in schwierigeren Situationen locker und sogar selbstironisch. Er konnte erstmal sowieso nichts daran ändern.

Sie kannte ihn jetzt schon fast vier Jahre. Die Rede, die er gerade gegen zu sehr gelebten Fatalismus gehalten hatte, und sein Selbstbewusstsein standen ihm gut. Annika liebte ihn dafür und sah ihn bewundernd an, weil er die Lage hier jetzt wirklich gut meisterte. Er wusste mit den Jungs zu reden und hatte ein gutes Händchen für die schweigsamer und nachdenklich gewordenen jungen Männer und gleichzeitig das Segelboot. Er bahnte sich den Weg aus der Mitte der Jolle wieder hin zum Heck und Motor. Alle ließen ihn freundlich durch.

„Bitte bleiben Sie ruhig! Wir können das mit diesem Boot hier nicht nach Spanien schaffen, das haben wir Ihnen doch vorher schon gesagt!“, meinte Karim weiterhin auf Französisch, während auf einmal ein lautes Gemurmel durch die Reihen ging. Annika hatte beruflich Erfahrung mit der menschlichen Psyche, sie unterrichtete in Berlin seit vielen Jahren Deutsch als Fremdsprache. Hier verstand sie allein mithilfe von schlichtem gesundem Menschenverstand, dass er sichtlich froh sein konnte, wenn die flüchtenden Männer nicht doch noch meuterten.

„Alles im grünen Bereich!“, las sie aus den Gesichtern und rief ihm energisch zu: „Los!“ Karim schmiss den Motor

an und wendete jetzt ganz vorsichtig und mit ruhigen Bewegungen das Boot, aus Angst, die jungen Afrikaner könnten doch noch aggressiv reagieren, weil er ihnen ihren Traum von Europa nun ganz nahm. Seine Furcht war unbegründet. Wie nahe diese beiden Wörter Traum und Trauma doch klangen, fiel Annika auf.

Das Boot nahm nun Kurs auf die Küste, und die Reaktionen in den Gesichtern vor ihr schienen positiv zu sein. Die Männer blieben friedlich und bei Verstand oder waren vielleicht nur fatalistisch religiös ihrem Schicksal ergeben. „Inscha'Allah", was aus dem Arabischen war und „Wie Gott will" bedeutete, hörte sie Karim sagen. Dieses Wort vernahm man häufig in diesen Breitengraden und hatte auch mit der Gottergebenheit der Menschen zu tun.

Ein Fischkutter habe die zehn Männer gestern Abend erst ein Stück aufs Meer hinaus mitgenommen, erzählte Mamadou. Und dann ihrem Schicksal überlassen. Weit waren sie nicht gekommen, und dieser Segler hier, das sei ihm aufgefallen, läge auch viel zu tief im Wasser als dass er es easy nach Spanien hinüberschaffen könnte. Wollte Gott nicht, dass sie nach Europa kamen, und schickten ihnen deswegen die beiden, schienen die schweigenden Blicke der anderen zu fragen. Zwei von ihnen glaubten an Jesus Christus, was ihnen vorhin wichtig war zu bemerken. Waren die beiden Christen und die anderen Muslime?

Gerade kam etwas Rückenwind auf und die Küste näherte sich ohne Zwischenfälle.

„Woher habt ihr eigentlich die 1000 Euro für die Schlepper?“, fragte Annika neugierig.

Mamadou antwortete: „Meine Schwester aus Spanien hat etwas geschickt, sie hat einen Spanier geheiratet, wissen Sie, dann habe ich viel im Tourismus in Mali als Musiker gearbeitet, muss aber auch viel zurückzahlen an Leute in meinem Dorf und meine Schwester.“

„Habt ihr noch Geld übrig, um euch Essen zu besorgen?“, fragte sie weiter. Alle schwiegen, sogar Mamadou verneinte mit einem Kopfschütteln.

„Die Jungs sind okay“, flüsterte sie aus Erschöpfung und legte den Arm um ihn am Steuer, als er gerade die Pinne umlegte.

„Sei ja nicht zu nett, ihr Deutschen seid oft zu nett!“, meinte er.

„Halt den Mund!“, sagte sie und wusste, dass er damit recht hatte, weil sie in Gedanken schon kurz davor war, in ihr Portemonnaie zu greifen. Im Gegensatz zu ihr störte es ihn sehr, wenn sie Fremden Geld spendete. Auch Wohlfahrtsorganisationen, da sollte sie lieber innerhalb seiner marokkanischen Großfamilie etwas verteilen. Vor allem an diejenigen seiner Verwandten, die nur Tiere und selbst angebautes Gemüse, Kaktusfeigen oder eine Bienenzucht in ihrem Dorf als Lebensunterhalt in den recht trockenen Bergen ihr Eigentum nannten, aber nicht einmal genug warme Kleidung oder Brennholz für kältere Wintermonate besaßen. Da wusste man wenigstens, wo das Geld landete und wofür es ausgegeben wurde.

Die Küste kam näher, sie fuhren ein gutes Stück schweigend. Was sollte sie diesen Männern jetzt im Moment für ihre Flucht nur wünschen? Freiheit, Glück, Demokratie, freie Meinungsäußerung und die ersehnte gute Arbeit? Schon als Kind hatte sie in der Kirche für die in der Gesellschaft immer wieder zitierten Armen und Wohlfahrtsorganisationen auf dem afrikanischen Kontinent gespendet. Warum eigentlich? Da ihre Eltern das wollten? Im Nachkriegswirtschaftswunderland Bundesrepublik hatte man noch seine katholischen Missionare dort, Mediziner halfen bei tragischen Krankheiten und man hing sich an Klischees und Stereotypen auf, die früher noch durch ihren eigenen Kopf zogen. Sie sah ihrem Mann zu, wie er zwei Badetücher und ein paar Kekse herumreichte, die von seinem Onkel alias seinem Pflegevater stammten, dem die in die Jahre gekommene Jolle gehörte.

Annika schätzte die warmherzige Ehrlichkeit, mit der Mamadou wieder zu einer Unterhaltung ansetzte, und hätte allzu gerne seine ganze Geschichte gehört.

„Mein Freund Owusu und ich sind von Mali zu Fuß durch die Sahara. Für uns ist es das erste Mal, dass wir unser Land überhaupt verlassen“, erzählte er und zeigte auf den Mann neben sich, der sie erschöpft anlächelte. „Die meisten Leute wandern in Afrika nur von Land zu Land, aber wir wollen nach Europa.“

„Ihr könnt euch wohl noch nicht vorstellen, was auf euch zukommt, oder?“, erwiderte sie mit realistischem und fast ungehaltenem Unterton wegen der Mischung aus

Verrücktheit und Naivität, die da vor ihr saß und in die sie gerade ungewollt mit hineingezogen wurde.

„Da steht schon die Polizei, sie werden uns jetzt festnehmen!“, unterbrach sie Karim plötzlich laut. Mamadou begann mit den anderen im Boot zu streiten, verstand es aber sie zu beschwichtigen, als wäre er so etwas wie der Anführer der Gruppe. Genau auf ein Boot der marokkanischen Küstenwache im Hafen von Tanger steuerten sie jetzt zu. Dieses hatte sie aber schon lange kommen sehen, wie sich zeigte. Die Polizei hatte die Situation sofort erkannt und im Griff und manövrierte das Segelboot zu einem angewiesenen Liegeplatz. Alle an Bord wurden in Verwahr genommen, die jungen Männer dabei eindeutig handgreiflicher als Annika und Karim. Die Polizisten befragten das Ehepaar ein paar Minuten getrennt von den Afrikanern, woraufhin beide wieder freikamen. Sie hätten nichts verbrochen, sondern rein menschlich gehandelt, meinten sie.

„Passt auf euch auf!“, sagte Annika mit einem weinenden und einem lachenden Auge und gab dem Malier erleichtert wie mitfühlend zum Abschied die Hand: „Viel Glück!“

„Inscha‘ Allah“, tönte es zurück.

Warum auch nicht, dachte Annika und fiel Karim endlich erschöpft um den Hals, der sie an sich drückte und meinte: „Wir haben es geschafft! Ich bin froh, dass wir wieder heil an Land sind. Wir hatten Glück, es hätte auch was

Schlimmeres passieren können. Aber ich hatte die ganze Zeit über irgendwie ein positives Gefühl.“

Plötzlich stand Mamadou noch einmal vor ihnen, wurde aber gleich von einem Polizisten noch fester gepackt. „Ist das okay, wenn wir in Kontakt bleiben? Es würde mich freuen“, fragte er, trotzdem noch höflich.

Als Karim kein großes Interesse zeigte, nahm sich Annika sofort ein Herz: „Klar, gib mir einfach deine Nummer.“ Mamadou nannte schnell seine Handynummer, während er schon von ihr weggezogen wurde, und sie tippte sie genauso rasch in ihre Kontakte.

„Was wird jetzt nur aus ihnen werden? Ich wundere mich, dass der ihm noch erlaubt hat, mit uns zu sprechen“, wandte sich Karim ihr zu, als er alle mit den Polizisten geschlossen in einem Kleinbus davonfahren sah. „Wie geht’s eigentlich deinem Magen?“

Sie überlegte kurz und steckte ihr Handy wieder in den kleinen wasserdichten Sack, den sie die ganze Zeit mit sich trug: „Sie werden es wieder versuchen! Da bin ich mir sicher. Alles okay, die Tabletten haben sehr gut gewirkt!“

Couscous Royale

Sie riefen Yassine noch am Hafen an. Er fiel aus allen Wolken, als er von der Blauäugigkeit seines Pflegesohnes, der ihn mit Papa anredete, erfuhr. Da er sich vom heutigen Freitagsgebet in der Moschee bereits auf dem Weg nach Hause befand, versprach er sie so schnell wie möglich mit dem Auto abzuholen. Das Ehepaar machte es sich in der Zwischenzeit auf einer kleinen Mauer am verabredeten Treffpunkt im Hafen bequem.

„Das ist schon unglaublich, dass hier so viele wegwollen und sich in Gefahr bringen, findest du nicht?“, meinte Annika.

„Klar, aber das ist doch schon lange so“, antwortete er fast nebensächlich.

„Europa ist nicht perfekt, die ständige Abschreckungspolitik ist nicht zu Ende gedacht, schon allein der schreckliche Begriff! Und die Entwicklungshilfe ist auch nicht überwacht, die klappt doch allein wegen der Korruption nicht so, wie sie sollte, und weil sie von den Geldgebern der Länder dort nicht ständig zielgesteuert überwacht wird. Reine Utopie, zu wenige Diplomaten vor Ort. Keine der Tausenden Sprachen auf eurem Kontinent hatte dafür ein Wort, den Begriff hat die sogenannte Erste Welt für euch erfunden. Na danke. Kein Wunder, dass die alle wie automatisch zu uns kommen um sich ihre Entwicklungshilfe selbst abzuholen. Jede und jeder kann

sich nur alleine und aus eigenem Antrieb entwickeln“, regte sich Annika nicht zum ersten Mal auf.

„Ja, Deutschland ist selbst Entwicklungsland, schau dir eure Integrationsgesetzgebung an, da reden zu viele Leute mit“, konterte Karim.

Da traf Yassine ein und Annika blieb ihrem Mann somit eine Antwort schuldig. Die beiden Männer umarmten sich. Sein Pflegevater war zwar Gastronom von Beruf, aber auch immer wieder als Fischer unterwegs und meinte: „Da seid ihr ja! Natürlich trefft ihr da draußen auf Geflüchtete, was denkt ihr denn? Die Fischkutter finden hier oft welche oder ziehen mit ihren Fangnetzen versehentlich Tote hoch. Manche mischen auch in diesem Schleppergeschäft mit, um ihre Familien ernähren zu können, leider!“

Karim fiel nur ein lapidares: „Scheiße!“ dazu ein. Die ganze Geschichte hatte ihn sichtlich mitgenommen und ihm war die ganze Zeit über nicht so nach Reden zumute.

Annika bekam zum Glück endlich ihre Gesichtsfarbe zurück und erzählte dem Schwiegervater, als sie in seinem Auto Platz genommen hatten: „Einer aus Mali hat uns erklärt, dass er lieber über Marokko fahren will statt über Libyen. Man wird dort geschlagen und gedemütigt. Liegt ja nahe, da an der Küste hier hochzukommen. Die Polizei hat alle auch gleich wieder freigelassen, ich habe mich darüber ein bisschen gewundert.“ Sie hatte vorhin eine SMS von Mamadou erhalten, dass es ihm gut gehe und er auf freiem Fuß sei.

Yassine erwiderte: „Ja, ich weiß, im Moment ist es hier besonders schlimm. Schon seit 2015 ist hier zu viel los. Vielleicht, weil viele diese Route statt der aus Libyen wählen. Sie hatten wahrscheinlich ein Visum für Marokko oder waren Marokkaner, keine Ahnung! So viele Gefängnisse haben wir hier gar nicht, um alle von ihnen einzusperren."

„Und jeder Mensch hat doch das Recht, sein Glück zu suchen, oder?", meinte Karim solidarisch.

„Ich war auch schon mal illegal ein paar Wochen länger in den USA, als mein Touristenvisum abgelaufen war", fiel Annika beim Stichwort „Pursuit of happiness" ein, auch wenn das vom eigentlichen Thema hier wegführte. Wenn Menschen überleben mussten und dies aus welchen Gründen auch immer nicht gewährleistet war, dann griffen sie zu allen Mitteln, weil sie nichts zu verlieren hatten. Schlepper, falsch verstandene Fernsehbilder, Freunde, Feinde oder Politiker, wer und was hier alles mitmischte, und zwar auf beiden Kontinenten. Sie wollte es im Moment lieber nicht wissen. Klar, sie half anderen, wenn sie konnte, aber eine Sozialromantikerin war sie bestimmt nicht. Sie merkte, dass ihr noch der Schock in den Knochen saß.

Die drei erreichten die Wohnung im Zentrum Tangers. Yassine fand einen Parkplatz um die Ecke, bevor sie endlich in der Kühle des Treppenhauses zum zweiten Stockwerk hochsteigen konnten. Annika spürte ihre wackligen und müden Beine. Die Uhr zeigte an diesem Freitag 15:25 Uhr, die großen Ziffern in roter Leuchtschrift konnte das Auge

nicht verfehlen, als sie die Küche durch den Flur betraten. Tante Fatima stand da in ihrer blauen Schürze und hatte zum Glück gekocht. Annika war erschöpft und hätte am liebsten geduscht, aber der große Hunger siegte. Wie jeden Freitagnachmittag gab es traditionsgemäß nach dem Moscheebesuch immer Couscous mit Fleisch und Gemüse, heute sogar den sogenannten Couscous Royale, was gleich mehrere Fleischsorten auf einmal bedeutete. Die Großfamilie saß schon zusammen und hatte mit dem Essen noch auf die Zuspätkommenden gewartet. Als sie das Wohnzimmer mit dem riesigen dunkelgrünen Sofa, das drei ganze Seiten des Raumes in Beschlag nahm, endlich betraten, erhoben sich alle und küssten und umarmten das Ehepaar superherzlich. Lange nicht gesehen und so schön, sie wiederzuhaben hier in Tanger. Das hörten sie von den Verwandten aus den Bergen, die sie am Vortag noch nicht gesehen hatten, wie auch von den extra zum Couscous vorbeischauenden zwei Onkeln, Tanten und dem Cousin Fatimas, die den Weg aus einem entfernteren Stadtteil hierher gefunden hatten.

„Was ist passiert? Erzählt doch endlich!“, bat Fatima Karim nach dieser fröhlichen Begrüßungszeremonie. Der berichtete, wie sie bei ihrer geplanten Spritztour vor Tanger und Kap Spartel plötzlich auf Bootsflüchtlinge gestoßen waren und diese an Land fahren mussten. Annika warf ab und zu ein paar Details ein. Beide ernteten sie Verständnis und Respekt für ihre Schlagfertigkeit und Tapferkeit.

„Inscha‘Allah, Gott sei Dank, ihr lebt immer noch, alles gesund! Das hätte schlimm enden können! Gott hat euch geholfen!“, schwirrten Stimmen durcheinander. Nach der Händewaschzeremonie, die Fatimas Enkel Abdullah durchführte, indem er mit einer Plastikwasserkanne, einer Schüssel und einem trockenen Tuch gleichzeitig herumging, wünschten sich alle hungrig „Bismile“ zur Ehre Gottes und als Dank für das Essen. Sie rollten den Couscousgrieß mit den Fingern zu Bällchen und tauchten ihn in die Soße aus Gemüse und Fleisch. Dazu gab es eine Art Buttermilch zu trinken. Und alles ohne Besteck, das benutzte niemand hier, nur für die Europäerin Annika hatte die Tante Teller, Löffel und Gabel bereitgestellt, um sich neben dem Couscous Lamm, Huhn, Rind sowie Zucchinistücke, Rettich, Kartoffeln und Karotten herauszufischen. Zum Glück redeten Yassine und andere, vor allem jüngere Verwandte, am Tisch Französisch und begannen sich mit Annika über den Vorfall zu unterhalten. Sie verstand die Berbersprache Tamazight leider nicht, und es war schwer, sie mit nur ein bis zwei Besuchen in Marokko pro Jahr richtig zu lernen.

Bald war das Abenteuer genügend besprochen. Ein Bekannter der Familie, ein schwedischer Tourist, der unter den 20 verwandten Erwachsenen und Kindern saß, mischte sich ein und stellte sich als Lars aus Stockholm vor. Er arbeitete für eine internationale NGO und erzählte Yassine davon, wie er mit seiner mit EU-Geldern geförderten sowie patentierten Plastikrecyclingmethode in einigen